

Das Heidehaus

Autor(en): **Fischer, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 18

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Haus: First-Teufisberg. Fern aus der Tiefe winkt der See herauf. Es ist heimatisches Gelände, das der Maler hier vor uns ausgebreitet hat.

Ernst Burkhard wurde 1887 in Richterswil geboren. Von 1904 an besuchte er die Zürcher Kunstgewerbeschule und empfing dort die ersten künstlerischen Begleitungen. Es schien damals noch, daß er sich ganz dem Figuren- und Porträtzeichnen zuwenden. Die weitere Ausbildung übernahm München. Mit 18 Jahren zog unser Maler an die kgl. bayerische Kunstakademie. Die berühmten Museen übten einen entscheidenden Einfluß auf ihn aus. Unter den großen Künstlern war es besonders Böcklin, dessen Werken der eifrige Schüler in der Schackgalerie nachging. Studienreisen in Deutschland mit längern Aufenthalten in Dresden, Berlin und Hamburg bereicherten die vielseitigen Anregungen, die München geboten.

Jetzt glaubte der junge Maler ein deutliches Ziel vor sich zu sehen. Es war die religiöse Historienmalerei, die ihn fesselte. Notwendige Vorstudien waren schon gemacht. Kompositionen wurden erwogen. Aber die nüchterne Zeit war solchen Themen nicht gewogen. Es galt, eine andere Richtung einzuschlagen.

Die Freude an der Landschaft erwachte. Die ersten Studien auf heimatlichem Boden entstanden. Neue Anschauungen schürten die Lust,

sich dieser Aufgabe zu widmen. Ein paar Monate Tessin im Jahre 1918 bestärkten den Künstler im Entschluß, der Schönheit heimatischer Gegenden sich zu verschreiben. Bald darauf wurden die ersten größern Zürichseebilder geschaffen. Seit 1920 besichtigt Ernst Burkhard die Kunsthäuser der Schweiz mit kleinern und größern Werken. Schöne Erfolge sind ihm bereits beschieden gewesen. Neben der Arbeit des Malers verstummte auch nie die Musik. Der Freund des Cellos war einmal drauf und dran, sich ganz in diesem Instrumente auszubilden. Zu diesem Zwecke besuchte er im Winter 1915 das Konservatorium in Genf.

Von entscheidender Bedeutung wurde der Aufenthalt hoch im bündnerischen Flix, im Oberhalbstein. Zum ersten Mal weilte Ernst Burkhard im Jahre 1925 auf dieser Alp von bestrickender Größe. Von höchster Warte leuchten der Piz Platta, Piz d'Err und dellas Calderas hinunter auf die grünen Weiden. Hier oben entstanden die schönsten Bilder. Und immer neue aus dieser Gegend kamen hinzu, da auch die folgenden Sommeraufenthalte bis in den Herbst hinein in Flix verlebt wurden.

Freuen wir uns dieses guten heimischen Künstlers und wünschen wir ihm auf seinen künftigen Lebensweg das Beste. Wir werden ihn und uns beglücken!

Nächtliche Berglandschaft.

Kauern Mornen, aus Dunkel gezeugt,
Tief auf die schlummernde Erde gebeugt,

Lauschen und lauschen dem Pulsschlag der Zeit,
Wächter am Tore der Ewigkeit.

Stille flutet unnenbar groß,
Welten bergend in ihrem Schoß.

Quellen raunen verborgen am Grund,
Rätsellaute aus Gottes Mund

Rudolf Hägni.

Das Heidehaus.

Wanderskizze von R. Fischer.

Die Landstreicher (Kumpel) erzählen sich von der winterlichen Heide viel absonderliche und grausliche Geschichten. Sie laufen alle wie Wege in denselben Eingang: den Tod! Als ich noch im Hamburger-Hafen mit den Pitschkummeln (vagierende, herrenlose Seeleute) auf den Schleppern schlief, bezweifelte ich ihre schauerlichen Heide-Anekdoten; ich ahnte aber hinter ihnen einen andern, viel tieferen und verschwiegenen Grund.

Ich habe die Heide im Winter durchwandert

und weiß, wovor sich die Kumpel so tierhaft fürchten: Das ist die weiße, unsäglich monotone Einsamkeit, die ewige Wiederholung von Fläche, verkümmertem Wald und einsamem Heidehaus, eingebettet in den unerträglichen, kristallklaren winterlichen Grundakkord: den Schnee! Alleinsein: Namenlose Qual! Heide: Gefängnis der Unendlichkeit mit fliehenden Wänden, mit dunstigen Horizonten, die in sich selbst ertrinken. Du hast keinen Begleiter. Selbst dein Schatten ist gestaltlos geworden



Zwischen Altenbach und Sternen.

Ernst Burkhard: Vorfrühling.

und gleitet als farbloser Schemen neben dir her. Und du hörst nichts als den schreienden Schnee unter deinen Füßen und das scheuernde Knistern deiner gefrorenen Kleider, und hinter dir her schleppt sich unsäglich mühsam die endlose Kette deiner eigenen Fußstapfen. Winterliche Heide: Monotonie von Schnee! Von körnig knirschendem, von zärtlich-weichem, von gelb-verdorbenem und hellem, flimmerndem Schnee. Oft kauert ein farger Birkenbestand schlotternd in einem großen, aufgewehten Schneehaufen, oft macht eine abgeblasene Halde einen krummen Buckel, um sich vor dem rauhen Winde zu schützen, zumeist aber wellt und weht eine unendliche Fläche in den dunstigen Horizont.

Die Kumpel wissen das in ihrem sicheren Instinkt, und sie hüten sich davor wie vor der großen Gefahr: dem Hunger oder dem Tode! Weil ihnen aber die farblose Leere, das Grauen unerträglich wäre, bekleiden sie das furchtbare Nichts mit einem phantastischen Mantel von Todeslegenden.

Das war nun der dritte Tag, daß ich die frierende Heide durchwanderte, und noch hatte ich nicht in einer bewohnten Behausung geschlafen. Mein Schlafsack war steif vor Kälte und überstandenen Strapazen und hing voller Halme und Staub und Fasern vom letzten Unterschlupf. Das Alleinsein hatte ich überstanden. Es machte mir verteuft Spaß mit all und jedem Ding zu plaudern, das mir begegnete, und sei es nur ein rostrotes, zerbrochenes Sensenblatt, das schräg und komisch gehakt wie ein Schnabel in einem verwehten Gestrüppe steckte. Am meisten aber sprach ich mit mir selbst und mit meinen sieben Sachen.

Wieder brach der Abend mit derselben überraschenden Plötzlichkeit herein, wieder wurde der dämmernde Himmel eigentümlich trüb und mischfarbig und blähte sich, wie eine zitternde Schweinsblase über der nachtenden Ebene. Ich stapfte unverdrossen fürbaß durch den knirschenden Schnee und überlegte, ob ich wohl noch eine Weile wandern sollte, um vielleicht doch irgend eine Hütte aufzustöbern, oder ob ich bei der

nächsten Baumkoppel Halt machen wollte, um bei einem kleinen Feuer mein karges Nachtmahl zu bereiten. Die kalte Schneeluft trieb und wehte in schweren Schwaden über den verflaminten Boden. Die Heide fror und dampfte schlotternd in die Dunkelheit... Bestt ein Hund, bellt, bellt wie verrückt und zerrt an einer Kette, die ich nicht sehen kann, deren Knirschen und Knacken aber mich beträchtlich beunruhigt. Fenster blinken auf, ein scharfer Dachgiebel springt unversehens aus der Dunkelheit... ein Haus! Irgend wer schlurft unter die Tür. Eine grobe Stimme fragt verwundert in die Dunkelheit: „Nuu, was is los?“ Ich tauche in den Lichtstreifen der Fenster und bitte um Nachtlager. Der Bauer versteht mich nicht, denn der Hund bellt wie besessen und springt fortwährend gegen mich an. Die Kette reißt ihn brutal zurück. Schließlich heißt mich der Bauer hineinkommen. Seine ausgetretenen Holzpantinen schlurfen verdrossen vor mir her durch einen niedrigen Flur mit massiver Holzpflasterung und dunkelnden, bauchigen Wänden. Ein unerwartetes Knie, eine Tür und dicht daneben eine derbgezimmerte Leiter als Treppenaufgang.

Die ganze Familie sitzt in der Küche am Ramin. Die beiden Frauen haben sich eine Stabell mit einem großen Holzbecken herangerückt und erlesen Erbsen. Ein schwächiger, rostblonder Mann sitzt rittlings auf einem Holzpflocke und schnitzt an einem Gerät. Vor einer niedrigen Kammertüre hängt ein Korb an vier bunten Garbenseilen und ist in steter, leise schaukelnder Bewegung. Aus dem Korbe dringt ein vergnügliches Schmazen und Schlucken. Ein Kind.

Wie ich mit dem Alten hereinkomme, mustern mich zwei Frauen mit schnellen, mißtrauischen Blicken, in denen versteckte Neugierde lauert. Der Alte heißt mich meine Sachen ablegen und schiebt mir mit dem Fuße eine Stabelle zu.

Der Rostblonde streift mich mit einem eigentümlich toten, belanglosen Blicke, schnitzt und beginnt leise zu pfeifen. Der Alte schraubt die große Petrollampe auf dem Tische etwas höher, setzt sich schwerfällig mir gegenüber auf die Bank und betrachtet mich mit aufgestützten Ellbogen eingehend und ungeniert. Er hat ein eckiges, verwittertes Gesicht mit kleinen tiefliegenden Augen. Ein buschiger Schnauz und struppiges Haar decken Stirne und Kinn. Seine Haut ist gelb und hart und zäh wie Leder.

Der Alte fragt mich umständlich, woher ich komme und wohin ich gehen wolle. „Von Hamburg in die Schweiz!“ „Wat, in die Schweiz willst?“ fragt mich der Alte ungläubig. Der Rostblonde horcht auf und grinst. Ich erkläre dem Alten, daß ich soweit ganz gerne wandere, daß ich aber auch kein Geld habe und darum zu Fuß in die Schweiz, meine Heimat, zurückkehren wolle. „Hm...“, der Alte kaut eine Weile, dann fragt er wieder: „Wat biste vons Gewer?“ Ja, was war ich nur? „Maler“, sag' ich und lache. „Hm...“, so, so... schlechte Zeiten wat, für die Malerei. — Wat verdienst du denn bei euch heroben in die Schweiz?“ Da überfällt mich der Kumpelneusel, die Plunkerei, und ich schwaze ihm alle blauen Wunder vor, die er hören will. Die beiden Frauen arbeiten fleißig weiter, als ob sie unsere Unterhaltung gar nicht hörten und keine Meinung hätten und kein Interesse, als ihre Arbeit: die Erbsen. Ein graues Gestrüpp, wachsen die wirren Erbsenranken aus ihrem Schoß, klettern um ihre Knie und tasten sich tierhaft bis auf den dunklen Fliesenboden. Die derben Hände arbeiten gleichmäßig, dauerhaft, mit verblüffender Selbsttätigkeit. Die guten Erbsen füllen allmählich das große Holzbecken auf der Stabelle, die geringen und wurmfischigen aber werden in den Futtertopf für die Schweine geworfen... Vor den beiden Frauen schaukelt in unbegreiflicher Rhythmik der flache Wiegenkorb unablässig hin und her. Da bemerke ich erst eine Schnur, die vom Korbe herabfällt und unter dem im Gleichtakt bewegten Rocksaume der alten Frau verschwindet. Nach einer Weile schreckt mich der Alte wieder aus meinen Betrachtungen auf. „Biste hungrig, wat?“ Ja, das war ich. Die junge Frau steht auf, wischt sich die Erbsenranken von der Schürze und langt aus der Ramin-Nische einen verrußten Henkeltopf. Sie leert mir einen tüchtigen Schuß Suppe in einen Napf und stellt mir den auf den Tisch, dann holt sie mir noch einen Holzlöffel und ein Stück Brot aus der Lade. Ich mache mich über meinen Napf her, löffle die Erbsensuppe, fische mir die famosen Speckbrocken heraus, kaue und schwaze fast gleichzeitig und bin verteufelt vergnügt. Die junge Frau beobachtet mich aus den Augentwinkeln. Wie ich sie aber ansehe, schlägt sie die Augen nieder auf ihre Arbeit. Ich erzähle dem Alten von der Schweiz, dem Wunderlande, wo es so schön sei und die Leute so lieb, das Essen so gut und das



Ernst Burkhard: First-Feufisberg.

Logis so billig und wo sogar die Polizei zuvor-
kommend sei, ja wirklich überaus freundlich
und wohlwollend. Der Alte schluckt meine
Flunkereien so rasch und vergnüglich wie ich
seine Erbsuppe. Er ist sehr neugierig, will all
und jedes wissen, und ich gebe ihm Auskunft...
so viel er will. Endlich horchen sogar die beiden
Frauen auf, und die Alte fragt mich von Zeit
zu Zeit ein Stück. Da nehme ich mich dann
immer gewaltig zusammen. Der Rostblonde
aber hört so halbwegs hin, schnitzt und grinzt
geringschätzig. Mein Napf ist ausgelöffelt. Der
Alte stellt ihn weg und ich zeige ihm meine sie-
ben Sachen, zuletzt sogar meine Malschachtel
und mein Zeichenbuch. An dem hat er am mei-
sten Spaß. Ich habe in Hamburg viel gezeich-
net, im Hafen und in St. Pauli. Die Pitsch-
kummels habe ich porträtiert und den versoffe-
nen Wirt aus dem „Grotten Pott“. Die Schlep-
per habe ich abgezeichnet und die großen Schiffe
und die alten Häuser und Speicher und Pinten
am Hafen. All das ist lustig gekritzelt und
bunt bemalt. Der Alte hat eine unsinnige
Freude an meinen krummen Karrikaturen und
harmlosen Kritzereien. Ein paar Häuser kennt

er, die ich gezeichnet habe und den Wirt, den
dicken Albert aus dem „Grotten Pott“ am
Hafen kennt er auch, denn er ist früher Steuer-
mann gewesen. So macht ihm all das verteuft
Spaß, er taut auf und erzählt mir allerlei alte
Geschichten aus der Hafengegend. Zuletzt kommt
eine Heidelandschaft, mit der typischen Baum-
koppel, einer alten, eingeschnittenen Karre und
einem schweren, grauen Himmel darüber, den
ich liebevoll hinschraffiert und gewischt habe.
„Nee, kiek mal an, Anne, s' Heidenmoos had er
abgemalt“. Der Alte steht auf und bringt sei-
ner Frau mein Skizzenbuch. Die hält es vor-
sichtig, etwas ungeschickt und weiß nicht so recht,
was sie mit dem Ding anfangen soll. Der Alte
rückt sich eine Stabelle heran, beugt sich über sie
und findet immer wieder was Neues in seinem
Heidenmoos. Seine Karre kennt er, die er hat
stehen lassen, weil sie ganz mürrisch gewesen sei,
und den frischen Baumstumpf kennt er, wo er
im vorigen Jahr den großen Baum gefällt hat,
weil er Bretter gebraucht hat für den Schaf-
stall. Dann blättert er weiter nach vorn und
erklärt der alten Frau meine Hafenzeichnungen.
Indessen habe ich mich an den Wiegenkorb her-

angemacht, der jetzt stille steht, da die Alte mein Zeichenbuch ansieht. Aber ich kann nicht recht hineinschauen, der Korb hängt zu hoch. Die junge Frau steht auf und bastelt etwas am Kaminrand. Der Korb senkt sich langsam und lautlos wie ein List. Ich bin verblüfft, schaue hinauf und sehe an der dunklen Decke eine kunstvolle Einrichtung aus Fadenspulen, Holzklötzchen und Schnüren. Bauertechnik!

Die junge Frau lacht über meine Verwunderung. „Det had dr Schoseph gebastelt“ und weist schrägüber auf den Kostblonden. Der zieht sein Messer sorgfältig auf einem Steine ab und knurrt etwas, das nicht sehr liebenswürdig klingt. Der Kleine im Korb hat eine fürchterliche Runzelstirne. Auf dem sonst fahlen Köpfchen kleben unfählich kläglich ein paar spärliche, schwärzliche Härchen. Er hat sich zusammengefügelt wie ein kleines Tier und schläft mit angezogenen Beinchen und kleinen, geballten Fäusten, die er hart an die überhitzten Backen preßt. Er sieht furchtbar komisch aus, ein Bündel geballter Trotz und kindischer Zorn. „Wie alt ist er?“ frage ich leise. „Drei Monet...“ „Was hat er für Augen? ...“ „Blaue...“ Ich schaue ihr ins Gesicht, sie hat große, tiefblaue Augen. „Wie Eure?“ — „Nee, heller... die von Badern!“

„Nu, weste Voore, mid den Kerl kannste nich dicke dun, Maler is er gewes'n akurat wie der, s' Maulwerk had er ghabt und malen had er konnt, dein Konterfei had er gemalt un sein eigenes, n' klenen Moritz da in Korb. Aber wech is er dann nach Amerika, dr fein Herr, dat war 'n Fressen.“ „Schoseph!“ — Rasch steht die Alte auf und haut dem Kostblonden eine gewaltige Ohrfeige runter, daß mir wind und weh wird nur vom Zusehen. Zugleich aber springt die Schnur an, der Korb kippt, und ich habe gerade noch Zeit den Kleinen aufzufangen, der fürchterlich brüllt, vor Wut so brutal geweckt zu sein, vor Schreck über den Fall und vor Angst über das fremde Gesicht, das er nun so furchtbar nah über sich sieht. Die junge Frau nimmt mir den Kleinen aus den Armen, wiegt ihn beschwichtigend hin und her und redet ihm zu: „Nu, nu, Moritzsche s' is gud, s' is gud.“

Indessen ist der Alte aufgestanden, breit und bedrohlich wie ein Gewitter und geht langsam auf den Kostblonden zu. Der steht gebückt und trogig wie ein Rötter, der noch unschlüssig ist, ob er losfahren und heißen will, oder ob er sich nicht klüglicher zurückziehen soll. Der Alte geht dicht an ihn heran und sagt nichts weiter

als: „Kaus!“ Und er sagt es nicht einmal sehr laut, aber mit jener eigentümlichen Betonung, die keinen Widerspruch erlaubt. Und der Kostblonde gehorcht. Er rafft sein Schnittgerät zusammen, schiebt es in die Kocktasche und geht hinaus. Man hört das Knarren der Leiter, das Kreischen einer Falltüre, schwere Schritte dicht über der Decke, ein Schieben und Rucken, dann wird es still.

Eine seltsame Verlegenheit ist zwischen uns gefallen, eine keusche Scheu, die die Augen senkt und die Hände nach einer Tätigkeit suchen läßt. Ich habe mich zur alten Frau gesetzt, um ihr bei den Erbsen zu helfen. Sie schiebt mir die Stabellen mit dem Holzbecken zu und gibt mir kurze, halbblaute Weisungen. Die junge Frau steht dicht vor dem Kamin, sie wiegt den Kleinen sachte hin und her und starrt ins Feuer. Der Alte aber hat sich seine Zitter hervorgeholt und beginnt sie in rührender, umständlicher Sorgfalt zu stimmen. Seine derben, knochigen Finger laufen unglaublich schnell, in verblüffender Sicherheit die Saiten hinauf und hinab, verfolgen sich in schwirrenden Läufen, überholen und kreuzen sich in zitternden Tremolos, sind unfasslich, fremd und eigenmächtig wie kleine Tiere. Und die Zitter dröhnt. Sie schüttelt in schweren Bässen und herben Akkorden, die mich umbranden wie ein zorniger Wald. Ich habe nicht gewußt, daß eine Zitter singen kann, so singen kann: stark, tief, unmittelbar.

Mitten hinein in das Rauschen der Zitter fällt auf einmal ein jämmerliches Heulen, ein unfählich klägliches Betteln und Zammern, verhalten und stoßweise, das sich allmählich zum tobenden Kreischen steigert. Dann schrillt etwas, eine Kette klirrt und schleift, hastige Pfoten tappen durch den Gang, die Tür wird aufgestoßen, und herein trollt sich ein nasses, zottiges Ungetüm: Rober, der Hund.

Mitten in der Küche bleibt er stehen, blinzelt etwas unsicher zum Alten hinüber, dann aber macht er sich an die Bäuerin heran, stößt seine feuchte Schnauze grüßend an ihrer Schürze herum, wittert leicht hin zu mir und legt sich endlich zu ihren Füßen.

„Rober, kum her!“ Der Alte ruft. Rober dreht den Kopf ein klein wenig, hebt das eine seiner langen, strähnigen Ohren, schielt darunter weg zum Alten hinüber, wedelt entschuldigend und bleibt. „Willst kume!“ Das gilt. Rober steht auf und trollt sich mit verlegener Schnauze zum Alten. Der gibt ihm einen klei-

nen Klapps, löst die zerrissene Kette und krault ihm das gelbe, struppige Fell. „Loore, hast noch e bißche Supp für de Kober?“ Die junge Frau bettet den Kleinen in den Korb, holt einen Blechnapf vom Brett, gießt Suppe nach und stellt ihn auf den Boden, dann geht sie mit ruhigen Schritten quer durch die Küche und schließt die Tür. Kober aber macht sich über die Suppe, schielt mißtrauisch zu mir hinüber, wittert, lappt und knurrt mich an.

Am späten Abend, da die Erbsen erlesen sind, das Gestrüppe verbrannt und der Boden gewischt, sitzen wir alle am Tisch um die Lampe herum und trinken schwarzen Kaffee. Der Alte hat ein Spielbrett vor mich geschoben, und so spiele ich Neunemal, trinke Kaffee und schwaze, was mir eben einfällt und Spaß und Vergnügen macht. Zwischendurch erfahre ich dann auch die Geschichte von der Loore, die ich eigentlich schon weiß und die so einfach, groß und rührend ist wie alle ähnlichen Geschichten. Die Loore zeigt mir sogar das Porträt, das der große Moriz von ihr gemalt hat. Es ist etwas steif, aber sehr fleißig und liebevoll gemalt; es gefällt mir wohl, und die Loore freut sich sichtlich, daß es mir gefällt, und daß ich auch glaube, daß der Moriz was gekonnt hat. Dann spannt mich der Alte wieder ins Spiel, und ich verliere Partie um Partie, denn Bauernwitz ist ordentlich schlauer und zäher als Landstreicher-Mut und -Raison. Die letzte Partie aber wird gewöhnlich lang, schwierig und hartnäckig, sogar die beiden Frauen nehmen Anteil am Spiel, und zwar hilft die Bäuerin tüchtig dem Alten. Die Loore aber steht auf meiner Seite. Sie sitzt dicht bei mir, ist sehr eifrig und aufgereggt und nimmt schließlich in ihrer fiebrigen Schadenfreude, die beiden Alten hineinzuleimen, die Steine, das Spiel und mich in Beschlag, unmerklich und widerstandslos. Und sie spielt gut, denn sie kennt die Alten und ihre Schliche wohl und weiß darauf zu antworten mit verwegenen Zügen. Sie spielt so gut, daß ich nichts mehr zu tun habe als die Steine so zu setzen, wie sie es sagt und haben will. Und der Erfolg schlägt ein, denn die beiden Alten kommen in harte Bedrängnis. Mir aber wird bei dem sieghaften Spiele recht elend zu Mut. Diese junge, tapfere Frau mit dem flugen Kopf und dem starken Willen fällt in mein Blut wie brennendes Schicksal. Ich sehe nichts mehr und höre nichts mehr.

„Ge Schweizer, was is, werd der schlecht?“

Der Alte beugt sich über das Spiel und fragt mich mitten ins Gesicht. „Du heiliger Amadäus, ganz gelbsch is er, und zittern tud er wie e Läuble,“ jammert die Bäuerin. Da schaut mich die Loore an, einen Augenblick nur, dann senkt sie die Augen und meint schroff: „Wird halt en Wacholdereteo nötig habe!“ — Wie ich mich schäme! Ich fühle förmlich, daß ich puterrot werde, und um meiner roten Scham und zappelnden Verlegenheit die Krone aufzusetzen, stottere ich etwas von einem gewaltigen Marsch, von Schnee und Müdigkeit. „Willst en Tee habe?“ fragt mich der Alte freundlich, und da ich energisch den Kopf schüttle, meint er gutmütig: „Nu, geißt halt schlafe!“ Nun wird beraten, wo ich schlafen soll. In der Küche, meinen die Alten, im Schaffstall, bestimmt die Loore; und damit bin ich einverstanden. Ich mache mich daran, meine sieben Sachen einzupacken. „Laß das nur,“ meint die Loore. „Kannst dein Sack am Morge hole!“ Dann ruft sie dem Hund: „Kum Kober, kum her!“ Der hat sich am Kamin zusammengerollt und schläft. Er schrickt auf, streckt sich, gähnt und trottet der Loore nach, die schon draußen im Gange steht. Ich wünsche den beiden Alten noch eine recht gute Nacht und mache mich sachte hinterher.

Der Schaffstall ist hinter dem Hause. Da hat der Alte geschickt das Dach verlängert, und aus den Brettern vom großen Baum im Heidenmoos hat er ein paar solide Wände gezimmert. Der improvisierte Anbau ist etwas ungefügt, aber stark und dicht und versieht seinen Zweck aufs Beste.

Sogar ein Schiebefenster haben sie eingesezt, und an der Türe, die von einem schweren Steingewicht von selbst geschlossen wird, erkenne ich Schoseph's technisches Genie. Die Loore hat indessen die Stall-Laterne angezündet und an einem Querbalken über den Hürden aufgehängt. Aus einem Verschlage holt sie mir zwei Bündel Stroh, macht mir in einer Ecke ein Nest zurecht, breitet eine alte Pferddecke darüber und fragt mich: „Wirst net friere?“ Ich schüttle den Kopf. „Wend frierst, holst der im Gatter no e Bündele Stroh, dann kannst au e bißle under Tür stopfe, daß der Wind net rei zieht, und wenn i raus bi und di schlafe legst, machst s' Licht aus in der Latern.“ Ich nickte nur. Sie nimmt noch einen Wisch Stroh unter den Arm, faßt den Kober am Fell und will zur Tür. Da halte ich sie an der Hand zurück und stottere unsinnige Entschuldigungen. Die Loore läßt

den Kober fahren, hebt mir das Kinn hoch, schaut mir scharf in die Augen und sagt mir etwas, das ich seither nie vergessen habe: „Hör, Schweizer, mehr Kurage mußt habe!“ Dann geht sie hinaus, und der Kober winselt, stößt und zwängt sich durch die Tür und läuft ihr nach. Ich aber stehe eine schöne Weile mitten im Stall und starre verduzt die Tür an, und da ich mich endlich ans Fensterchen mache, um ihr nachzusehen, ist nichts mehr draußen als Nacht und Schnee und dicht vor der Türe eine starke Spur von frischen Fußstapfen. Dann bin ich recht brav und folgsam, hole mir Stroh aus dem Gatter, stopfe die Türfugen aus, lösche sorgsam das Licht in der Laterne und krieche in mein Nest. Aber ich kann nicht einschlafen. Der ganze Abend rollt an mir vorüber, spukhaft und phantastisch präzise. Ich suche die Zusammenhänge, die hinter den Menschen und Geschehnissen liegen, innerste Ursachen, aus denen das verworrene Gewächs der Leidenschaften wuchert und finde eigentümliche Erklärungen. Da ist vor allem der Kostblonde, der mich beschäftigt, seine unheimliche, verhochte Kraft, sein Erfindungsgeist und sein verrückter Haß auf die Loore und den kleinen Moriz. Und worüber ich den ganzen Abend vergebens gegrübelt habe, das fällt mir nun unversehens im Dämmer des Halbschlafes zu, wo die Gedanken nackt sind, durchsichtig und hell wie Glas: Er hat sie geliebt, er liebt sie mit einer unsinnigen, brennenden Kraft, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann. Ja, er liebte sie, aber... sie mochte ihn nicht. Und dann kam da irgend einer, ein Maler, ein Vagant und Landstreicher, der das Leben leicht nahm, der frisch und stark war und vor allem lachen konnte, kam, nahm ihm die Loore und ging wieder weg. Und die Loore liebte den Kerl trotz alledem, verteidigte ihn und ihr Kind... war stark und mutig und hatte recht. Wie er das Kind hassen mußte, das seinem Vater glich! Die Alten aber, die hatten den großen Moriz lieb gehabt und große Stücke auf ihn gehalten, und ich glaube, sie hofften heute noch, daß er einst aus Amerika zurückkommen würde als gemachter Mann und dann, ja dann, wird er die Loore heiraten!

Der Kostblonde? das Stiefkind, das düstere Genie, das nicht lachen kann. Und die Loore? Ach, die war jung und stark und schön und mutig. Ganz sachte träume ich mich in die Rolle des großen Moriz, des Malers, hinein. Ich würde nicht nach Amerika gehen. Ich würde

in der Heide bleiben, bei den Alten und bei der Loore, meiner Frau. Und ich würde hart arbeiten für den kleinen Moriz, arbeiten auf der Heide und im Haus, und die Heide würde uns alle ernähren. Zwischenhinein aber würde ich malen, würde berühmt und bekäme viel Geld in mein Heidehaus. Ich würde aber in der Heide bleiben, die stark macht und herb und würde für all mein Geld nur Vieh kaufen und Gerätschaften und für die beiden Alten das kleine Haus hinter dem Heidenmoos. Nach und nach gaukeln aber doch Amerikabilder in meine Wunschträume hinein, mischen und mengen sich, laufen unheimlich schnell und lautlos an mir vorüber, kommen immer näher und schwirren immer schneller, bis mir schwindlig wird und ich in einer großen Bewußtlosigkeit ertrinke. Ob ich wohl Besuch gehabt habe in dieser Nacht? Mein Hirn erinnert sich zwar der Geschehnisse nicht. Meine Augen aber wissen von einem Bild; eine dunkle, drohende Masse mit scharfer, lichtberandeter Rückenlinie und böseartigen Augen mit einem eigentümlich toten erloschenen Blick. Mein Ohr entsinnt sich schlurfender Schritte und des mürrischen Anrrens einer verschlafenen Tür. Dann fällt mein Erinnern in einen sichern traumlosen Schlaf. O tiefe Weichheit der ersten Morgendämmerung, die das Bewußtsein im Hellbunzel traumhafter Wachheit wiegt. Licht liegt auf meinem Gesicht und weckt meine Sinne. Durch das feine Gitterwerk geschlossener Wimpern zittert der Umriss einer vorgebeugten Gestalt. Loore?

Wie schlau mich der Morgen geweckt hat, durch einen winzigen Lichtstab, den er fein und beharrlich durch ein Astloch auf mein rechtes Auge stößt, bis sein Schmerzen mich weckt. Ich blinze vergnüglich in das weiche Wehen des Morgenlichtes, halte mit den Dingen meine Zwiesprachen, bin sattfam faul und laß es mir wohl sein, bis mich mein Magen ärgerlich mahnt.

Das Nest hat mich übel zugerichtet. Ich klaube das Stroh und die Spreu und die Fasern aus Rock und Hosen, klopfe undbürste den rauhen Stoff und gebe mir alle erdenkliche Mühe, das Kleid sauber zu kriegen. Zuletzt aber wird mir die Sache zu dumm, ich schütte das Stroh auf, lege die Pferddecke zusammen und trolle mich hinaus in den herben Morgen. Vor der Türe aber fährt mir etwas gelbes, derbes zwischen die Beine und legt mich die Länge nach in den tiefen Schnee. Ich presse die Beine zusammen, aber das kratzt und knurrt

und zappelt und zerrt, windet sich los und macht sich davon. Und wie ich mich endlich aufgerappelt habe und die Nase verwundert über die Schneemauer stecke, da sehe ich eben noch einen gelben Hinterteil im Karree um die untere Hausecke sausen. Rober! — Manu!

Durch das Schneebad bin ich ordentlich wach und frisch geworden, und so mache ich mich vergnüglich pfeifend und bei vorzüglichster Laune in die Küche zum Morgenkaffee. Aber die Küche ist leer, und wie ich auch rumore, um mich bemerkbar zu machen, niemand kommt hinunter. Mein Rucksack steht breit und wohlverschnürt auf dem Tisch und ist seltsam dick und schwer geworden. Da haben mir die Alten Speck und Brot und Äpfel hineingepackt, einen ordentlichen Proviant, der ein schönes Stück reichen mag. Ich warte eine Weile. Da aber niemand kommt, suche ich mein Skizzenbuch hervor, reiße die leeren Seiten heraus bis auf die letzte, worauf ich ein paar Worte zum Dank und Abschied schreibe. Dann schnalle ich mir den Rucksack

auf den Buckel und wandere lustig in den frischen Tag hinein. Eine gute Viertelstunde vom Hause weg sehe ich Leute schaffen, weit draußen bei einer Baumkoppel. Ein rotes Halstuch flackert auf, eine Mütze wird geschwenkt, und ein heller Ruf läuft über den Schnee. Dann löst sich eine dunkle Form und fegt wie ein gelber Blitz über die Fläche, stürzt auf mich zu, springt an mir hinauf, begrüßt mich schnuppernd und bellend. Rober, der Hund. Aber wie ich ihn streicheln will, ist er schon wieder weg und läuft draußen auf die Baumkoppel zu, von der jetzt scharfe Artschläge herüberwehen. So wandere ich denn fürbaß und suche mir irgend etwas, mit dem ich meine gute Laune beim Wandern beschäftigen kann. Da läuft mir unversehens ein Häslein über den Weg, und plötzlich springt mich eine Erinnerung an, daß ich rot werde, puterrot und lache wie ein Teufel. Und so, im Lachen und Laufen improvisiere ich mir ein unsinniges Lied, zu dem ich eine noch unsinnigere Melodie erfinde.

Abseits.

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühen; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer haften durch's Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzeln nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfsuhr, der entfernten.
Dem Alten fällt die Wimper zu;
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Theodor Storm.

Fanny, die Eselin.

Eine Begegnung. Von Max Hayek.

Die Menschen haben vom Esel eine sehr schlechte Meinung. Nämlich die Stadtmenschen. Diese bringen das Hauptwort „Esel“ gerne mit dem Eigenschaftswort „dumm“ in Zusammenhang und sind jederzeit geneigt, irgend ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, das sich, wenn auch nicht durch lange Ohren, so doch durch eine „lange Leitung“ auszeichnet, dem altehrwürdigen Geschlecht der Esel zuzuzählen. Nun zeigt sich aber, daß der Esel — asinus gar nicht so dumm ist, wie die Stadtmenschen glau-

ben, ja, es ist erwiesen, daß er manches Exemplar des homo sapiens an Intelligenz übertrifft. Der Esel weiß zum Beispiel genau, was er fressen soll und was nicht. Wie wenige Menschen wissen über das Problem ihrer Ernährung so genau Bescheid! Der Esel weiß, was ihm gut tut und was ihm schlecht tut. Wie viele Menschen gibt es, die das nicht wissen! Der Esel ist genügsam, bescheiden, anspruchslos, pflichttreu, fleißig und demütig — lauter Tugenden, die unter Menschen selten sind. „Der zahme Esel